

ICH HÄTTE
DA EIN
PAAR
FRAGEN
AN SIE

ROMAN

REBECCA
MAKKAI

EISELE



Rebecca Makkai

Ich hätte da ein paar Fragen an Sie

REBECCA MAKKAI

**ICH HÄTTE
DA EIN PAAR
FRAGEN
AN SIE**

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Bettina Abarbanell

EISELE

Besuchen Sie uns im Internet:
www.eisele-verlag.de

Die Originalausgabe »I Have Some Questions For You«
erschien 2023 bei Viking, New York.



Taschenbuchausgabe
1. Auflage September 2024

© 2023 Rebecca Makkai Freeman

© 2023 der deutschsprachigen Ausgabe

Julia Eisele Verlags GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der Kepler Std

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH

ISBN 978-3-96161-201-7

Für CGG
in freudiger Erinnerung

» **S**ie haben von ihr gehört«, sage ich – eine Herausforderung, eine Zusicherung. Zu der Frau an der Hotelbar neben mir, die den Fehler gemacht hat, ein Gespräch mit mir anzufangen, zu dem Zahnarzt, der ans Ende seiner Fragen zu meinen Kindern gelangt ist und sich erkundigt, was ich selbst gerade so treibe.

Manchmal wissen sie sofort Bescheid. Manchmal fragen sie: »War das nicht die, die von diesem Mann im Keller gefangen gehalten wurde?«

Nein! Nein. Nicht die.

War das nicht die mit dem Messer im – nein. Die, die mit ihm ins Taxi gestiegen ist und – andere Geschichte. Die, die auf der Studentenparty war, die, bei der er einen Stock benutzt hat, bei der er einen Hammer benutzt hat, die, die ihren Freund von der Entzugsklinik abgeholt hat, und er – nein. Die, die täglich von ihm beim Joggen beobachtet wurde? Die, die so unvorsichtig war, ihm zu sagen, dass ihre Tage ausblieben? Die mit dem Onkel? Moment, die andere mit dem Onkel?

Nein: Es war die im Schwimmbad. Die mit dem Alkohol im – mit den Haaren um – wo der Mann dann gestanden hat – genau. Die.

Sie nicken, beruhigt. Wovon?

Meine Barnachbarin zieht die Selleriestange aus ihrer Bloody Mary und beißt knirschend zu. Mein Zahnarzt bittet mich auszu-

spülen. Sie nehmen ihren Namen in den Mund, testen ihre Erinnerungen. »Ach so, ja, die«, sagen sie.

»Die«, denn was ist sie jetzt anderes als eine Geschichte, eine Geschichte, die man kennt oder nicht kennt, eine Geschichte mit einer begrenzten Menge an Details, eine Geschichte, die man sich anhand von Geländekarten und Zeitabläufen erschließen kann.

»Die von dem Internat!« sagen sie dann. »Ja, ich erinnere mich, die aus dem Video! Die *kannten* Sie?«

Es ist die, deren Foto auftaucht, wenn man *New Hampshire* und *Mord* eingibt, neben Fahndungsfotos von den Meth-Tragödien jüngerer Jahre. Vor allem ein Foto – auf dem sie lächelt, aber nur mit dem Mund, nicht mit den Augen, was auf eine unterschwellige, tiefe Traurigkeit hinzudeuten scheint – wird häufig in Clickbaits verwendet. Es ist bloß ein Ausschnitt aus einem Jahrbuchfoto vom Tennisteam; wer Thalia kannte, sieht schnell, dass sie nicht wirklich traurig war, sondern nur für die Kamera lächelte, obwohl sie keine Lust dazu hatte.

Es war die Geschichte, die wieder und wieder erzählt wurde.

Die mit dem Mädchen, das jung, weiß, hübsch und reich genug war, um die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen.

Die von damals, als wir noch jung genug waren zu glauben, irgendetwas Klügeres wüsste die Antworten.

Vielleicht war es die, bei der wir uns irrten.

Vielleicht war es die, bei der wir uns alle, kollektiv, jeder Einzelne nur federleicht, irrten.

TEIL I

1

Zum ersten Mal sah ich das Video 2016. Auf meinem Laptop, im Bett, und mit Kopfhörern, weil ich nicht wollte, dass Jerome aufwachte und ich ihm erklären müsste, was ich da tat. Nebenan schliefen die Kinder. Ich hätte hingehen und nach ihnen sehen, ihre warmen Wangen und ihren heißen Atem spüren können. Ich hätte am Haar meiner Tochter riechen können – vielleicht hätte der Duft nach feuchtem Lavendel und der Kopfhaut eines Kleinkinds genügt, um mich einschlafen zu lassen.

Aber ich hatte gerade einen Link zugeschickt bekommen, von einer Freundin, die ich zwanzig Jahre nicht gesehen hatte, also klickte ich ihn an.

Lerner und Loewes *Camelot*. Ich war die Inspizientin und technische Leiterin. Eine Standkamera, zu nah am Orchester, zu weit weg von den jugendlichen Sängern, die keine Mikros hatten, 1995er-VHS-Qualität, hinter der Linse jemand vom AV-Club. Und meine Güte, dass wir nicht umwerfend waren, wussten wir ja, aber wir waren nicht annähernd so gut, wie wir damals dachten. Wer auch immer dieses Video zwei Jahrzehnte später hochgeladen hatte, wer auch immer die Anmerkungen unten hinzugefügt hatte, mit genauen Zeitangaben von Thalia Keiths Auftritten, hatte auch eine Liste aller auf und hinter der Bühne Mitwirkenden gepostet. Beth Docherty als eine zierliche Guinevere, Sakina John strahlend mit Goldzackenkrone auf den Cornrows, Mike Stiles als König Artus,

wunderschön und verlegen. Mein Name ist falsch geschrieben, aber er steht da auch.

Deutlich zu sehen ist Thalia zum letzten Mal beim Schlussapplaus, mit ihren dunklen Locken, die sie aus der verschwommenen Masse herausheben. Dann singen fast alle auf der Bühne für Mrs. Ross, unsere Regisseurin, »Happy Birthday«, bis sie von ihrem Platz in der ersten Reihe aufsteht, wo sie jeden Abend saß und sich Notizen machte. Wie jung sie ist; das hatte ich damals nicht registriert.

Ein paar von den Darstellenden gehen ab, treten verwirrt wieder auf. Mehrere Orchestermitglieder hüpfen auf die Bühne, um mitzusingen, Mrs. Ross' Mann taucht mit einem Blumenstrauß in der Hand aus dem Publikum auf, auch die Crew kommt auf die Bühne, in schwarzen Hemden und schwarzen Jeans. Ich bin nirgends zu entdecken; wahrscheinlich war ich oben am Beleuchtungspult geblieben. Es hätte mir ähnlich gesehen, den Applaus auszusitzen.

Inklusive Aufstellung und Gesang dauert das Geburtstagsständchen zweiundfünfzig Sekunden, in denen man Thalia kein einziges Mal deutlich sieht. In der Kommentarleiste hatte jemand ein Stück von einem grünen Kleid herangezoomt und Fotos von diesem Farbfleck und dem Kleid, das Thalia trug – zuerst als die Fee Nimue, in Gaze gehüllt, dann ohne Gaze als Lady Anne mit einfachem Kopfschmuck –, nebeneinander gepostet. Aber es gab an dem Abend mehrere grüne Kleider. Das von meiner Freundin Carlotta zum Beispiel. Gut möglich, dass Thalia da schon tot war.

In der Diskussion unter dem Video geht es hauptsächlich um den zeitlichen Ablauf. Die Aufführung sollte um 19 Uhr beginnen, aber wahrscheinlich fingen wir mit unserer glücklicherweise gekürzten Fassung fünf Minuten später an. Vielleicht sogar mehr als fünf Minuten. Die Pause wurde nicht mit aufgezeichnet, also gab es Spekulationen darüber, wie lang die Pause eines Highschool-Musicals wohl dauert. Je nachdem, wie hoch man diese beiden Variablen veranschlagte, endete die Aufführung irgendwann zwi-

schen 20 Uhr 45 und 21 Uhr 15. Ich hätte es wissen müssen. Es gab mal einen Ordner mit meinen sorgfältigen Notizen. Aber niemand hatte je danach gefragt.

Der medizinische Gutachter sagte, Thalias Todeszeitpunkt liege zwischen 20 Uhr und Mitternacht, wobei das Musical den Beginn dieser Zeitspanne nach hinten verschiebt – deshalb war das genaue Ende des Musicals online zum Gegenstand grenzenloser Faszination geworden.

Ich bin durch YouTube hierauf gestoßen, hatte ein Kommentator 2015 geschrieben und einen Link zu einem weiteren Video gepostet. *Seht euch das an. Es BEWEIST doch, dass da gefuscht wurde. Der zeitliche Ablauf ergibt so keinen Sinn.*

Jemand anders schrieb: *Falscher Mann im Knast wg rassistischer Bullen unter der Fuchtel der Schule.*

Und darunter: *Willkommen in der Querdenkerzentrale! Konzentriert eure Energien lieber auf einen ECHTEN UNGEKLÄRTEN FALL.*

Beim Anschauen des Videos, zwanzig Jahre nach der Tat, löste sich aus den dunklen Ecken meines Gehirns die Erinnerung daran, wie ich mit meiner Freundin Fran, die auch bei der Aufführung mitmachte, im Bibliothekslexikon das Wort *lusty* nachschlug. Um unserem Gekicher wegen »The Lusty Month of May« ein Ende zu setzen, hatte Mrs. Ross verkündet, »*lusty* heißt einfach kräftig. Ihr könnt es gern nachschlagen.« Aber was wusste Mrs. Ross schon von Lust? Lust war was für junge Menschen, nicht für verheiratete Schauspiellehrerinnen. Aber (»Heilige Scheiße«, wie Fran gesagt hätte) siehe da, dem Webster zufolge heißt *lusty* in der Tat *healthy and strong; full of vigour* – gesund und stark; herzhaft. Eins der Beispiele war *a lusty beef stew*: ein herzhaftes Rindergulasch. Wir flohen lachend aus der Bibliothek, und Fran sang: »Oh, a lusty stew of beef!«

Wo hatte ich diese Erinnerung all die Jahre aufbewahrt?

Beim ersten Durchgang sprang ich hin und her, schaute mir eigentlich nur das Ende richtig an; ich hatte keine Lust, endlosen

Teenagergesängen und schlecht gestimmten Saiteninstrumenten zu lauschen. Doch dann – gegen zwei Uhr in derselben Nacht, nachdem die Melatonin-tablette nicht gewirkt hatte – spulte ich noch einmal zurück und schaute mir alle Teile mit Thalia an. 1. Akt, 2. Szene, war ihr einziger Auftritt als Nimue. Sie kam hypnotisch singend in einem Eisnebel auf die Bühne, hinter Merlin. Irritierendweise schaute sie immer wieder von ihm weg, rechts neben die Bühne, als suchte sie die Hilfe der Souffleuse. Das war aber kaum möglich; sie brauchte ja nur den einen Song mit den sich immer wiederholenden Zeilen zu singen.

Vorsichtig griff ich über Jerome hinweg nach seinem iPad und rief das Video dort auf, zoomte diesmal ihr Gesicht heran, sodass es größer, wenn auch nicht deutlicher wurde. Es ist kaum wahrnehmbar, aber sie wirkt gereizt.

Und dann, während Merlin seine Abschiedsrede hält und Artus und Camelot auf Wiedersehen sagt, schaut sie erneut über die Schulter zur Seite. Sie formt mit den Lippen ein Wort; ich bilde es mir nicht ein. Ihr Mund scheint sich schließen zu wollen und öffnet sich dann wieder, was einen W-Laut ergibt, wenn ich es nachmache. Sie sagt, da bin ich mir fast sicher: *Was*. Vielleicht zu jemandem aus meiner Crew, die ein vergessenes Requisit hochhält? Aber was hätte in dem Moment, so kurz bevor sie abging, noch derart wichtig sein können?

Bis 2016 hatte sich in den Kommentaren niemand damit befasst. Alle interessierten sich nur für die genaue Uhrzeit des Schlussapplauses, dafür, ob Thalia in jener letzten Minute noch auf der Bühne gewesen war. (Und dafür, wie hübsch sie war.) Zweiundfünfzig Sekunden, so der Gedankengang, hätten ausgereicht, um jemanden zu treffen, der hinter der Bühne auf sie wartete, und mit dieser Person zu verschwinden, bevor es irgendwer mitbekam.

Ganz am Ende der Aufnahme macht unser illustrierer Dirigent Schrägstrich musikalischer Leiter, mit Fliege, den Taktstock noch in der Hand, eine Ankündigung, der niemand mehr zuhört: »Vie-

len Dank an alle! Wenn ihr geht –«, dann nur noch ein Summen grauer Linien. Wahrscheinlich ging es darum, wann wir alle in unseren Zimmern sein oder dass wir unseren Müll mitnehmen sollten.

Achtet mal auf Guinevere in den letzten zwei Sekunden, schreibt einer. Ist das ein Flachmann? Ich will mit Guinevere befreundet sein! Ich hielt das Video an, und ja, es ist ein Flachmann, den Beth da hochhält, vielleicht im Vertrauen darauf, dass ihre Leute erkennen werden, was es ist, während die Lehrerinnen und Lehrer im Publikum dafür zu abgelenkt sind. Oder Beth war selbst schon so beschwipst, dass es ihr egal war.

Ein anderer fragt, ob irgendwer die Zuschauer identifizieren könne, die im Hinausgehen an der Kamera vorbeikommen.

Wieder ein anderer schreibt: *Wenn ihr euch das 2005 Dateline Spezial anschaut, glaubt nichts von dem, was da gesagt wird. SO viele Fehler. Außerdem heißt es THA- wie am Anfang von »thatch« oder »thanks«, und Lester Holt sagt ständig THAY-lia.*

Darauf der Nächste: *Ich dachte, es heißt TAHL-ia.*

Nee, nee, nee, die Antwort. Ich kannte ihre Schwester.

Ein anderer Kommentar: *Das Ganze macht mich so traurig.* Gefolgt von drei weinenden Emojis und einem blauen Herz.

Danach träumte ich wochenlang nicht etwa davon, wie Thalia den Kopf zur Seite drehte oder mit den Lippen ein Wort formte, sondern von Beth Dochertys Flachmann. In meinen Träumen musste ich ihn finden, um ihn wieder zu verstecken. Ich hatte meinen riesigen Ordner im Arm. Meine Notizen waren keine Hilfe.

Die Leute aus der Theatergruppe hatten darum gebettelt, dieses Musical aufführen zu dürfen – wann immer Mrs. Ross im Jahr davor Wohnheimaufsicht hatte, waren sie darauf zurückgekommen. 1993 hatte es eine Wiederaufführung des Stücks am Broadway gegeben, und selbst diejenigen unter uns, die es nicht gesehen hatten, kannten den Soundtrack, wussten, dass es mittelalterliche Dekolletés, Küsse auf offener Bühne und fantastische Solos beinhal-

tete. Für mich bedeutete es Schlosskulissen, Throne, Bäume auf Rädern – nichts Kniffliges, keine fleischfressende Hauspflanze, kein Ford Deluxe Cabrio, das auf die Bühne gerollt werden müsste. Den zukünftigen Journalistinnen und Journalisten unter uns würde es endlose einfache Metaphern bescheren. Das Internat als Königreich im Wald, Thalia als Zauberfee, Thalia als Prinzessin, Thalia als Märtyrerin. Was könnte romantischer sein? Was ist so perfekt wie der jähe Tod eines jungen Mädchens mitten in der Entwicklung? Junges Mädchen als unbeschriebenes Blatt. Junges Mädchen als Spiegelung der eigenen Sehnsüchte, unverdorben von denen, die es selbst hatte. Junges Mädchen, das der *Idee* vom jungen Mädchen geopfert wird. Junges Mädchen als Kind auf einer Reihe von Fotos, alle gekennzeichnet von der Aura *eines Mädchens, das früh sterben wird*, als hätte schon der Fotograf der dritten Klassen in ihrem Gesicht lesen sollen, dass sie eine war, die nie etwas anderes sein würde als ein junges Mädchen.

Der Zuschauer, der Voyeur, sogar der Täter – sie alle sind raus, wenn ein Mädchen schon tot zur Welt kommt.

Das begeistert die Leute, im Internet und im Fernsehen gleichermaßen.

Und Sie, Mr. Bloch: Ihnen kam es vermutlich auch gelegen.

2

Entgegen aller Wahrscheinlichkeit fuhr ich im Januar 2018 in einem jener guten alten Blue Cabs, die mich vor langer Zeit so oft vom Flughafen in Manchester abgeholt hatten, in rasantem Tempo erneut zum Gelände des Internats. Mein Fahrer sagte, er habe schon den ganzen Tag Leute nach Granby chauffiert.

»Die waren alle irgendwo im Urlaub.«

»Die waren zu Hause in den Ferien«, sagte ich.

Er schnaubte, als hätte ich einen üblen Verdacht von ihm bestätigt.

Er fragte mich, ob ich Lehrerin in Granby sei. Kurz war ich erstaunt, dass er mich nicht für eine Schülerin hielt. Doch in seinem Rückspiegel sah ich: eine gestandene Erwachsene mit Falten um die Augen. Nein, sagte ich ihm, ich sei nur besuchsweise hier, um einen zweiwöchigen Kurs zu geben. Ich erklärte ihm nicht, dass ich in Granby zur Schule gegangen war und die Strecke, die wir fuhren, so gut kannte wie ein altes Lied. Es schien mir zu viel Information für eine zwanglose Unterhaltung. Ich erläuterte ihm auch nicht das Konzept des Minimesters, weil es zu einfach geklungen und exakt seiner Vorstellung davon entsprochen hätte, was die verwöhnten Kids da so trieben.

Es war Frans Idee, mich an die Schule zu holen. Fran selbst war in all den Jahren kaum weg gewesen; nach dem College, Studium und einiger Zeit im Ausland war sie zurückgekehrt, um in Granby

Geschichte zu unterrichten. Ihre Frau arbeitet im Zulassungsbüro, und sie leben mit ihren Söhnen auf dem Internatsgelände.

Mein Fahrer hieß Lee und erzählte mir jetzt, er »kutschiere diese Granby-Kids schon rum, seit ihre Großväter da zur Schule gingen.« Granby sei die Art von Schule, auf die man es nur mit familiären Beziehungen schaffe. Ich hätte ihm gern gesagt, wie falsch er da lag, aber die Gelegenheit, seine Annahme zu korrigieren, dass ich eine Außenstehende sei, war längst verstrichen. »Diese Kids machen so viel Mist, Sie würden's nicht glauben«, fuhr er fort und fragte mich, ob ich den Artikel im *Rolling Stone* »vor ein paar Jahren« gelesen hätte. Dieser Artikel (»In Freiheit leben oder sterben: Alkohol, Drogen und Tod durch Ertrinken an einem Elite-Internat in New Hampshire«) war 1996 erschienen, und ja, wir hatten ihn alle gelesen und uns von unseren College-Wohnheimen aus Mails geschrieben, wütend über all die Fehler und Mutmaßungen – ähnlich wie wir uns neun Jahre später schreiben sollten, als *Dateline* alles wieder ans Tageslicht zerrte.

Lee sagte: »Die beaufsichtigen die Schüler da kein bisschen. Wenigstens gibt es die Regel, dass sie kein Uber benutzen dürfen.«

»Komisch, ich habe das Gegenteil gehört«, sagte ich. »Was das Beaufsichtigen angeht.«

»Na klar, die lügen. Die wollen, dass Sie da unterrichten, also erzählen sie Ihnen sonst was.«

In den fast dreiundzwanzig Jahren seit meinem Abschluss war ich nur dreimal in Granby gewesen. Es hatte ein frühes Klassentreffen gegeben, als ich in New York lebte; ich war eine Stunde geblieben. 2008 war ich zu Frans und Annes Hochzeit in der Internatskirche gekommen, der Alten Kapelle. Und im Juli 2013 war ich für ein paar Tage nach Vermont gefahren, um Fran und ihr erstes Baby zu sehen. Das war's. Unser Zehntes, Fünfzehntes und Zwanzigstes hatte ich gemieden, die Alumni-Treffen in L. A. ignoriert. Erst als das *Camelot*-Video aufgetaucht war und Fran mich zu einem Gruppenchat hinzufügte, in dem dann am Ende Theater-

erinnerungen ausgetauscht wurden, bekam ich echte Sehnsucht nach der Schule. Ich dachte, ich würde auf 2020 warten – unser Fünfundzwanzigstes und zugleich die Zweihundertjahrfeier der Schule, zu der sicher viele aus meiner Klasse kommen würden. Doch dann erhielt ich diese Einladung.

Günstig war auch, dass Yahav, der Mann, mit dem ich eine sich hinziehende, ausweglose Fernaffäre hatte, nur zwei Stunden entfernt wohnte, weil er für ein Jahr an der Bostoner Uni Jura lehrte. Yahav hatte einen israelischen Akzent und war groß, brillant und neurotisch. Unsere Beziehung war nicht so, dass ich einfach hinfliegen konnte, um ihn zu sehen. Aber zufällig in der Gegend sein, das konnte ich.

Außerdem wollte ich herausfinden, ob ich dazu in der Lage wäre – ob ich trotz meiner Nervosität, meiner fast jugendlichen Panik, inzwischen so weit war, das Mädchen zu überflügeln, das als Schülerin in Granby gerade so zurechtgekommen war. In L.A. war mir zwar theoretisch klar, dass ich etwas zustande gebracht hatte – eine ehemalige College-Dozentin mit einem vielgepriesenen Podcast, eine Frau, die eine Mahlzeit aus Zutaten vom Bauernmarkt zubereiten und ihre Kinder vernünftig gekleidet auf den Weg zur Schule bringen konnte –, aber in meinem Alltag spürte ich nicht besonders deutlich, was für eine weite Strecke ich zurückgelegt hatte. In Granby, das wusste ich, würde es mich hart treffen.

Da waren also das Geld und der Kerl und mein Ego, und – unter alledem, als unhörbar tiefer Ton – Thalia und das Gefühl, ganz leicht aus dem Lot geraten zu sein, seit ich mir das Video angeschaut hatte.

Jedenfalls hatte man mich gefragt, und ich hatte zugesagt, und hier war ich nun und ließ mich, auf der Rückbank angeschnallt, von Lee, der fünfzehn Stundenkilometer zu schnell fuhr, zum Internat befördern.

Er sagte: »Was bringen Sie denen bei, Shakespeare?«

Ich erklärte ihm, dass ich zwei Kurse unterrichten würde: einen übers Podcasten und einen zweiten über Film.

»Film!«, sagte er. »Gucken die Schüler da Filme oder machen sie selber welche?«

Ich hatte das Gefühl, dass es keine Antwort gab, die Lee nicht noch schlechter von mir und der Schule denken lassen würde. Ich sagte: »Es geht um die Geschichte des Films«, was korrekt und unvollständig zugleich war. Also fügte ich noch hinzu, dass ich bis vor kurzem Filmwissenschaften an der UCLA unterrichtet hatte, mit dem erwünschten Effekt – ein Trick, den ich schon öfter angewendet habe –, dass er direkt auf die Bruins und Football zu sprechen kam. Ich konnte zustimmende Geräusche von mir geben, während er monologisierte. Wir hatten nur noch zwanzig Minuten Fahrt vor uns, und es war unwahrscheinlich, dass er mich jetzt noch über Podcasts ausfragen oder mir Quentin Tarantino herrklären würde.

Die Schule hatte mich an sich nur für den Filmkurs eingeladen; den zweiten Kurs hatte ich zusätzlich angeboten, weil es doppelt so viel Geld brachte – aber auch, weil ich noch nie gut stillsitzen konnte und keine Lust hatte, Däumchen zu drehen, wenn ich schon meine Kinder alleinließ und zwei Wochen im Wald verbrachte. Das Bedürfnis, immer auf Trab zu sein, ist ein Symptom hochfunktionaler Angst und zugleich der Schlüssel zu meinem Erfolg.

Der Podcast, den ich zu der Zeit produzierte, hieß *Starlet Fever* und war eine Serie zur Geschichte von Frauen im Film – dazu, wie sie von der Industrie verschlungen und wieder ausgespuckt wurden. Er lief so gut, wie man es von einem Podcast vernünftigerweise erwarten konnte, erreichte in diversen Downloadberechnungen manchmal sogar Spitzenplätze. Es ließ sich ein bisschen Geld damit verdienen, und manchmal, sehr aufregend, erwähnte uns ein Promi in einem Interview. Mein Co-Moderator Lance hatte seinen Landschaftsgärtnerjob aufgeben können, ich war in der Lage, die Hilfsprof-Krümel abzulehnen, die UCLA mir hinwarf, und es gab ein